

Hank, Rainer

Research Report

Jenseits von Angebot und Nachfrage: Was die Literatur über die Finanzkrise weiß

HWWI Policy Paper, No. 81

Provided in Cooperation with:

Hamburg Institute of International Economics (HWWI)

Suggested Citation: Hank, Rainer (2013) : Jenseits von Angebot und Nachfrage: Was die Literatur über die Finanzkrise weiß, HWWI Policy Paper, No. 81, Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI), Hamburg

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/83051>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



Hamburgisches
WeltWirtschafts
Institut

Jenseits von Angebot und Nachfrage: Was die Literatur über die Finanzkrise weiß

Rainer Hank

HWWI Policy
Paper Nr. 81



WILHELM-
RÖPKE-
INSTITUT

Ansprechpartner:

Dr. Rainer Hank

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Hellerhofstraße 2-4 | 60327 Frankfurt am Main

r.hank@faz.de

HWWI Policy Report

Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI)

Heimhuder Straße 71 | 20148 Hamburg

Tel +49 (0)40 34 05 76 - 0 | Fax +49 (0)40 34 05 76 - 776

info@hwwi.org | www.hwwi.org

ISSN 1862-4960

Redaktionsleitung:

Prof. Dr. Thomas Straubhaar (Vorsitz)

Prof. Dr. Michael Bräuninger

Dr. Christina Boll

© Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI) | September 2013

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung des Werkes oder seiner Teile ist ohne Zustimmung des HWWI nicht gestattet. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmung, Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

HWWI Policy Paper Nr. 81

Jenseits von Angebot und Nachfrage: Was die Literatur über die Finanzkrise weiß

Rainer Hank

7. Wilhelm-Röpke-Vorlesung in Erfurt am Donnerstag, 21. Februar 2013

Bei diesem Beitrag handelt es sich um die Schriftfassung der Siebten Wilhelm-Röpke-Vorlesung, die der Ressortleiter Wirtschaft sowie „Geld & Mehr“ der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, Dr. Rainer Hank, am 21. Februar 2013 in der Thüringer Aufbaubank in Erfurt gehalten hat. Die jährlich zum Todestag des großen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlers stattfindende Veranstaltung des Wilhelm-Röpke-Instituts e.V. soll dazu beitragen, Röpkes Wirken als Wissenschaftler, Politikberater und Publizist in Erinnerung zu rufen und seine Ideen auf aktuelle Probleme anzuwenden.

Das HWWI und das Wilhelm-Röpke-Institut e.V. danken der Thüringer Aufbaubank in Erfurt für die organisatorische Unterstützung bei der Durchführung der Veranstaltung.

© Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI) | 2013



Wilhelm Röpke
(10. Oktober 1899 – 12. Februar 1966)

Inhaltsverzeichnis

1 „Faust“ oder die Alchemie der Geldschöpfung	7
2 „Der Kaufmann von Venedig“ oder der Fluch des Pfandes	13
3 „L'Argent“ oder: Nichts als Moralisieren	20
4 „Der Ring des Nibelungen“ oder Staatsdämmerung in Walhall	24

1 | „Faust“ oder die Alchemie der Geldschöpfung

Die Lage im Staat ist ernst. Hemmungsloser Egoismus, Parteilichkeit ohne jeden Gemeinsinn und allgemeine Korruption herrschen allenthalben. Am Hofe wird das Geld mit vollen Händen ausgegeben. Der Finanzminister kann seine Rechnungen nicht mehr bezahlen und seine Kredite nicht mehr bedienen. Wie so oft in der Geschichte hat sich ein Staat völlig übernommen und kann seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Unaufhaltsam naht der Staatsbankrott.

Wir befinden uns im ersten Akt von Goethes „Faust, der Tragödie zweiter Teil“. Mephistopheles braucht nicht viel Phantasie, um das Problem beim Namen zu nennen: „Wo fehlt nicht irgendwo auf dieser Welt? Dem dies, dem das, hier aber fehlt am Geld.“ Das lässt sich der Staatschef nicht zwei Mal sagen und nimmt Mephisto in die Pflicht: „Es fehlt an Geld. Nun gut so schaff' es denn.“

Goethes Tragödie, 1832 postum veröffentlicht, ist (auch) das Drama eines Staatsbankrotts. Man muss die Bezüge zur heutigen Finanzen- und Schuldenkrise noch nicht einmal aufdringlich benennen, um die Aktualität des Stücks zu erkennen.

„Was die Literatur über die Finanzkrise weiß“, ist der Titel meines Vortrags. Dabei geht es nicht um plumpe Aktualisierung. Natürlich wissen Goethe, Shakespeare & Co. nichts von der Eurokrise. Aber vom Thema „Schuld & Schulden“, der Tiefendimension unserer Finanzkrise seit dem Jahr 2008, davon verstehen sie etwas. Lange hat sich niemand um solche Themen gekümmert. Jetzt haben wir erfahren, dass Schulden, private und öffentliche, eine problematische Angelegenheit sind: Sie machen uns reich und arm. Und sie steigen in schwindelerregende Höhen, weil Menschen offenbar sich schwer damit tun, Risiken angemessen zu bewerten. Das alles soll geschehen im Geiste von Wilhelm Röpke und seinem Auftrag, wonach „romantisch-moralistische Wirtschaftsverachtung – die die Verachtung der die Marktwirtschaft bewegenden Impulse und sie tragenden Einrichtungen einschließt“ uns ebenso fern liegen „wie Ökonomismus, Materialismus und Utilitarismus“.¹ Jenseits des Moralisierens soll es mir also um das Verstehen gehen und für diesen hermeneutischen Auftrag greife ich zu ein paar Klassikern des europäischen Literaturgeschichte, kontrastiert durch eine Neu-Lektüre ausgewählter aktueller Finanzkrisenromane, die allerorten seit 2009 erscheinen. Die Frage wird dabei auch sein: Wer versteht die Krise besser? Der Neorealismus der Lewis, Sorokin, Goetz e tutti quanti? Oder die Alten? Natürlich die Alten, die Antwort sei jetzt schon verraten. Das klingt

¹ Wilhelm Röpke (1958): Jenseits von Angebot und Nachfrage, Zürich/Stuttgart, S. 148f. Vgl. auch Karen Horn (2011): Diesseits von Angebot und Nachfrage: Einige Anmerkungen zur Überdehnung des Gegensatzes zwischen Markt und Moral, 5. Wilhelm-Röpke-Vorlesung in Erfurt, HWWI Policy Paper 57, Hamburg; Rainer Hank (2008): Liberal und konservativ – ob das wohl gut geht? Warum es sich lohnt, wieder einmal Wilhelm Röpke zu lesen, in: Wolfgang Gerhardt (Hrsg.), Die Kraft der Freiheit – Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Liberalismus, Stuttgart, S. 178–186.

bildungsarrogant und elitär, ich weiß. Aber ich kann meine These auch begründen. Das könnte spannend werden. Warten Sie's ab.

Beginnen wir also mit Goethe. Mit Pleitestaaten kannte der Mann sich aus. Zu den Aufgaben, die ihm als junger Mann und Geheimer Rat des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach oblagen, gehörte für mehrere Jahre auch die Leitung der Herzoglichen Kammer, sozusagen das Finanzministerium des Hauses. Angesichts derangierter Finanzen schrammte der Kleinstaat ständig knapp am Staatsbankrott vorbei. „Mich schaudert's vor der Idee des Ruins“, schallte es Goethe aus dem Herzogshaus entgegen. Es war vor allem die verschwenderische Finanzwirtschaft von Herzog Ernst August und Herzogin Anna Amalia, Carl Augusts Eltern, die das Land an den Rand des Ruins gebracht hatte. Völlig überdimensioniert waren das Militär, welches längst kein Geld mehr abwarf, weil das Heer nicht mehr für Kriege anderer Länder vermietet wurde. Goethes Verdienst als Finanzminister ist es, die Landstände (Vertreter von Adel, Klerus und Bürgertum) als Gläubiger des Herzogtums zu einem Verzicht auf Forderungen zu bewegen. Im Gegenzug musste der Landesherr drastische Einsparungen im Militärwesen und bei den Hofausgaben akzeptieren („Austeritätsprogramm“ nennt man das heute).

Ganz anders als in Goethes Ministerium geht das Drama der Staatspleite dagegen in Goethes Tragödie Faust II weiter. Nicht etwa durch eine Einschränkung der Staatsausgaben soll das kaiserliche Land gerettet werden, sondern über die Erschließung neuer Geldquellen („monetäre Staatsfinanzierung“ nennt man das heute). Faust und Mephisto machen dem Kaiser ein verführerisches Angebot: Wir werfen die Notenpresse an. Genial ist die Idee deshalb, weil es bis dahin noch kein Papier-, sondern nur Münzgeld gab, welches knapp und teuer war (freilich durch Verschlechterung der Münzqualität auch gestreckt werden konnte). Papiergeld dagegen ist quasi eine simple Geldschöpfung aus dem Nichts.

„Zu wissen sei es jedem, ders begehrt: Der Zettel hier ist tausend Kronen wert“, lässt der Kanzler den Kaiser triumphierend wissen. Man kann jeden gewünschten Betrag auf ein einfaches Stück Papier schreiben oder drucken. Und schon ist wieder Geld vorhanden, ganz nach Belieben der Regenten, wie viel man will und braucht. Zur Legitimation reicht die Unterschrift des Kaisers und das Versprechen, der Zettel sei mit den „ungehobenen Schätzen des Landes“ gedeckt. Leicht und bequem ist die Papierinnovation obendrein: „Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen/Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen.“

Der Schweizer Ökonom Hans Christoph Binswanger (übrigens der Doktorvater von Ex-Deutschbanker Josef Ackermann) nennt in seiner wunderschönen Goethe-Studie

„Geld und Magie“ die Erfindung des Papiergeldes „eine Fortsetzung der Alchimie mit anderen Mitteln“.² Wenn es um Alchimie geht, dann ist Faust in seinem Element; so kennen wir ihn seit Beginn des ersten Teils der Tragödie. „Die Magie des Papiergeldes liegt in der Wunschvorstellung begründet, wie in den Versuchen der Alchimisten, Wert aus dem Nichts zu schaffen und die Gesetze der Knappheit zu überwinden“, erläutert Otmar Issing, langjähriger Chefvolkswirt der Europäischen Zentralbank.³ „Fiatgeld“ („es geschehe!“) werden die Wunderzettel deshalb auch genannt. Kein Wunder, dass schon der Narr am Hofe des Kaisers Bedenken hat, ob ein solches Mephisto geschuldetes Schlaraffenland der unendlichen Geldvermehrung wirklich glücken könne, oder ob die Papier-Scheine nicht nur eine wirtschaftliche „Schein-Blüte“ bringen. Lieber will der kluge Narr sich ein „Schloss mit Wald und Jagd und Fischbach“ kaufen; aus Angst vor Inflation tritt er die Flucht in die Sachwerte an.

Aber immerhin: Kurzfristig ist der Kaiser seine Schulden los, und auch Faust und Mephisto haben Geld für sich zur Verfügung. Denn zum Dank für die Finanzierungs-idee erhalten die beiden vom Kaiser ein Privileg zur Ausgabe mehr oder weniger ungedeckter Banknoten. Diese Bank, meint Ökonom Binswanger, dürfte wohl „Faust und Mephistopheles AG“ heißen haben. Das ist weniger albern, als es klingt, verbirgt sich hinter der Idee doch die wirkliche Geschichte der Bank of England. 1694 wird sie als Aktiengesellschaft gegründet mit dem Zweck, dem damals ebenfalls ziemlich klammen englischen König eine Anleihe von 1,2 Millionen Pfund Sterling zu gewähren, damit er seine Kriege ordentlich führen konnte. Im Gegenzug erhielt die Bank of England das Privileg, Banknoten auszugeben, die nicht voll durch Gold gedeckt waren. In Europa wird erst im 17. Jahrhundert das Papiergeld als Zahlungsmittel erfunden; in China gab es das schon seit dem 9. Jahrhundert: Der chinesische Kaiser hatte seine Notenbank treffend „Amt für bequemes Geld“ getauft.

Carl August selbst hat im Frühjahr 1810, als er wieder einmal ziemlich klamm war, auch mit der Einführung von Papiergeld geliebäugelt. Aber man war sich dann doch ziemlich unsicher, ob die Zettel eines so kleinen Herzogtums auch außerhalb des Staates zu gebrauchen wären. Goethe riet ab, weil er in Karlsbad, wo er gerade zur Kur weilte, mit Wechselkursschwankungen schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Da ließ Carl August den Plan fallen.

Weil in Goethes Tragödie Faust und nicht Mephisto die Sache mit dem Papiergeld in die Hand nimmt, kommt es (zunächst) nicht zur Katastrophe. Faust nämlich weiß, allerdings erst im fünften Akt (zuvor gilt es noch die klassische Walpurgisnacht und die Beziehung zu Helena zu regeln), dass man Geld auch produktiv einsetzen kann und dass

² Hans Christoph Binswanger (2009): Geld und Magie – Eine ökonomische Deutung von Goethes Faust, 4. Aufl., Hamburg, S. 13–85.

³ Otmar Issing (2012): Inflation – Teufelswerk?, in: Vera Hierholzer/Sandra Richter (Hrsg.), Goethe und das Geld – Der Dichter und die moderne Wirtschaft, Katalog zu einer Frankfurter Ausstellung vom 14. September bis 30. Dezember, Frankfurt, S. 45f.

dies dann nicht Inflation, sondern Wohlstand schafft. Offenbar hat der gelehrte Mann („Habe nun ach ...“) seinen Adam Smith gelesen. In dessen „Wohlstand der Nationen“ (1776) heißt es: „Die Ausgabe von Papiergeld schafft so etwas wie einen Luftfrachtweg, wenn mir eine solche gewagte Metapher erlaubt ist, der es einem Lande ermöglicht, seine Landstraßen weitgehend in gute Weiden und Getreidefelder zu verwandeln, wodurch der Jahresertrag an Boden und Arbeit erheblich zunimmt.“⁴

So kommt es zu Fausts Projekt, dem Meer durch Deichbau in großem Stil neues Land abzugewinnen. Mit dem Geld der Notenpresse können die Arbeiter bezahlt und die „Feuermaschinen“ finanziert werden, die man zum Bau von Dämmen braucht. „Dank der Kapitalisierung des Geldes führt die Schöpfung von Papiergeld nicht einfach zu Inflation, sondern zur realen Wertschöpfung, zum wirtschaftlichen Wachstum und zu immer größerem Reichtum für alle“, schreibt Hans Christoph Binswanger: Aus Geldschöpfung wird Wertschöpfung, ja Weltschöpfung. Die Möglichkeit der ungebremsten Geldschöpfung ist die Voraussetzung der industriellen Revolution.

Doch Goethe, in dessen Bibliothek sich Adam Smiths „Wohlstand der Nationen“ (in deutscher Übersetzung) befand und der stets eine weltoffene Liberalität lebte, ist kein Anhänger einer radikal-liberalen Wachstumsphilosophie („wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten“⁵). Faust – wenn auch nicht alle Werke Goethes – endet ziemlich antikapitalistisch und pessimistisch. Der Fortschritt verlangt, dass Philemon und Baucis, ein altes Ehepaar in ärmlicher Hütte, das sich gegen seine Zwangsumsiedlung wehrt, als Überbleibsel einer Welt von gestern kurzerhand umgebracht wird. Eine Dialektik der Naturbeherrschung wird offenbar, wonach die Natur, obzwar gebändigt, gleichwohl auf immer unbeherrschbar bleibt. Und der vom Geld getriebenen Marktwirtschaft ist die stete „Sorge“ (sie tritt als Allegorie selbst auf) des Kapitalisten inhärent, ob sein Investment denn am Ende auch rentierlich sein wird. Das permanente Risiko ist der Preis des Wohlstands.

Für Faust endet am Ende alles in tragischer Ironie: Blind für die Dialektik der Wohlstandsgeschichte und von der Sorge um sein Augenlicht gebracht, hält der greise Faust das Geklirr der Spaten für das Zeichen einer boomenden Bauindustrie, die ein großes Zukunftsreich erschafft. Er kann nicht sehen, dass die Spaten ihm in Wirklichkeit nur sein eigenes Grab schaufeln. Mephisto verrät es ihm schließlich: „Man spricht, wie man mir Nachricht gab, von keinem Graben, doch vom Grab.“

Für Hans Christoph Binswanger ist Goethe ein Mahner, der den Wachstumszwang der modernen Geldwirtschaft, ihre Krisenanfälligkeit durch Spekulation und Inflation,

4 Adam Smith (1996): Der Wohlstand der Nationen, übers. von H. C. Recktenwald, München, S. 264f.

5 Johann Wolfgang von Goethe (1993): Maximen und Reflexionen, Frankfurter Goethe-Ausgabe, Abt. I, Band 13, Frankfurt, S. 117.

ihre unterdrückende Eigentumsstruktur und ihre zerstörerische Dynamik für Mensch und Umwelt als apokalyptische Bedrohung auf die Bühne führt. „Wir selbst stehen mit Faust auf der Bühne“, sagt Binswanger.⁶

Faust, ein Spiegel unserer Zeit im Lichte der aktuellen Kapitalismuskritik? Und Goethe ein früher Komplize von Sarah Wagenknecht? Das klingt dann doch ein wenig allzu zeitgeistig. Niemand sei aufgefallen, dass Goethe diese antikapitalistische Wirkung uns anhand von Bildern eines alten „Abenteurerkapitalismus“ vor Augen führt, bemerkt der Frankfurter Ökonom Bertram Schefold.⁷ Tatsächlich sind die Bilder von Kaiserhof, Deichbau, Landgewinnung und der Zerstörung des Idylls von Philemon und Baucis ja keine Ansichten der industriellen Revolution, sondern Staffage des vorindustriellen Kapitalismus in der Epoche des Merkantilismus.

Unzulässig ist es zudem, Fausts Botschaft mit Goethes ökonomischen Überzeugungen gleichzusetzen. Zwar gibt es auf der einen Seite die Warnung vor der Rücksichtslosigkeit blinder Gewinnmaximierung, auf der anderen Seite steht aber das Vertrauen in die Schaffenskraft des unternehmerischen Individuums. Vorbilder sittlichen Verhaltens in wirtschaftlichen Unternehmungen finden sich im „Wilhelm Meister“, „wo uns die Welt des bürgerlichen Handelns umgibt und sogar die doppelte Buchführung philosophisch-poetisch verklärt wird“, so Wilhelm Röpke.⁸ An Gefahren und Grenzen stößt der sich selbst entfaltende, die Grenzen der Sittlichkeit verletzende Mensch dagegen im „Faust“.

Ein ausgeglichenes Bild von Markt und Gesellschaft, anders als er es im Faust entwirft, findet Goethe in Italien. „Die vielen Kaufmannsgesichter freuten mich besonders“, notiert er schon in Bozen: „Ein absichtliches, wohl behagliches Dasein drückt sich recht lebhaft aus.“ Und in Sizilien wendet er sich gegen die „nördliche Ansicht, wo man jeden für einen Müßiggänger hält, der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht“.⁹

Goethes eigenes liberales wirtschaftliches Ideal wäre dann nicht das Schreckbild aus „Faust“, sondern eine Gesellschaft gebildeter und verantwortlich wirtschaftender, empfindungsfähiger und gütiger Menschen. Dort wäre der Markt verwoben mit einer Welt, in der Religion und Sitte noch Geltung besitzen.

Ziehen wir an dieser Stelle eine erste Zwischenbilanz: Die Erfindung des Papiergeldes und ihre gleichzeitige staatliche Monopolisierung ist eine höchst ambivalente Neuerung der Wirtschaftsgeschichte. Denn sie ermöglicht den Staaten, die Notenbanken zu einer Politik des billigen Geldes zu nötigen, um den seit jeher nicht stillbaren Geld- und

6 Hans Christoph Binswanger (2012): „Faust II“ Papiergeldszenen, in: Hierholzer/Richter (Anm.3), S. 40.

7 Vgl. Bertram Schefold (2012): Goethe und die anschauliche Theorie, in: Hierholzer/Richter (Anm.3), S. 84–100.

8 Wilhelm Röpke (1958): Jenseits von Angebot und Nachfrage (Anm.1), S. 164.

9 Johann Wolfgang von Goethe (2012): Italienische Reise. Zit. nach: Hierholzer/Richter (Anm. 3), S. 97.

Ausgabenbedarf der Regierungen zu befriedigen. Das kann (und nicht selten hat es auch) in die Inflation führen, eine höchst ungerechte Erscheinung, die am Ende die Vermögenden enteignet und die überschuldeten Staaten entschuldet. Die Geldschöpfung kann freilich auch zu Wohlstand in der Zukunft führen. Doch auch hier tut sich eine Dialektik einer Wachstumsgeschichte auf, welche ihren Wohlstand nur bekommt um den Preis wachsender Instabilität und Unsicherheit. Die Krisenanfälligkeit des Kapitalismus hängt zusammen mit der verführerischen Dynamik wachsender Verschuldung. So sehr Schulden Wohlstand zerstören, so sehr sind sie offenkundig ebenfalls geeignet, Reichtum zu schaffen.¹⁰

¹⁰ Der vielgelobte David Graeber hat diese Geschichte halbiert. Er blickt lediglich auf den destruktiven Teil der Schuldenwirtschaft. Vgl. David Graeber (2011): Debt – The First 5000 Years, New York.

2 | „Der Kaufmann von Venedig“ oder der Fluch des Pfandes

Daraus folgt unweigerlich die Frage: Was sind überhaupt Schulden? Blättern wir dazu – eine zweite Relektüre – in Shakespeares Schauspiel „Der Kaufmann von Venedig“, erschienen im Jahr 1600, einen Schwellentext der Moderne. Die Zeit, in der es spielt, wird nirgends genau datiert. Shakespeare begnügt sich, für sein elisabethanisches Publikum das Bild eines auf der Seefahrt beruhenden Wohlstands zu evozieren: Die venezianische Welt des 14. und 15. Jahrhunderts war eine Welt, die seinem Publikum bekannt war, beruhte doch auch der Wohlstand Englands auf den Erfolgen des Seehandels.

Wie groß die Aversion gegenüber Reichtum, Markt oder Wohlstand bei den Menschen um 1600 noch war, lässt sich bei Shakespeares Zeitgenossen Robert Burton nachlesen, dessen „Anatomie der Melancholie“ ungemein populär war und das überkommene Weltbild drastisch zeichnete. Burton fragt: „Was ist ein Marktplatz?“ Und seine Antwort, ganz der antikapitalistischen christlichen Tradition seit Paulus und Augustinus verhaftet, lautet: „Es ist ein Ort, wo einer den anderen übers Ohr haut, eine Falle, ein Theater der Heuchelei. Solange sie einander zweckdienlich sind, lieben sie sich und stehen sie sich sogar bei, aber kaum ist kein Vorteil mehr zu erwarten, da behandeln sie den anderen wie einen alten Hund, jagen ihn davon oder hängen ihn an den nächsten Nagel.“¹¹

Shakespeare kennt dieses marktverachtende Weltbild, mag es aber nicht mehr teilen. Sein Kaufmann ist kein Schurke und Betrüger, sondern ein Abenteurer. Sein Drama versetzt uns in eine Welt voller Unternehmergeist! Und der Unternehmer braucht Geld für seine Unternehmungen. Deshalb macht er Schulden. Shakespeares Kaufmann ist eine Art Grundkurs zur ökonomischen Theorie der Schulden. „Auf seinem Schulden reitet der Unternehmer zum Erfolg“, heißt es bei Joseph Schumpeter.¹²

Schauen wir uns das Personal dieses Dramas einmal etwas genauer an: Da ist zunächst Bassanio, ein aristokratischer Lebemann, ein Hasardeur, Glücksspieler und notorischer Geldverschwender. Bassanio ist das typische Exemplar einer höfischen Zeit, dem der Müßiggang auf Kosten anderer als höchstes Ziel dient. Der Kerl ist bis über beide Ohren verschuldet und zum wiederholten Mal völlig blank. Er muss zugeben, seinen Besitz vollständig heruntergebracht zu haben. Als Ausweg plant er eine Hochzeit mit der hübschen und – viel wichtiger noch – reichen Erbin Portia. Die Sache hat nur einen Haken: Das Werben um die reiche Dame kostet eine ganze Stange Geld, das Bassanio eben mal wieder fehlt.

¹¹ Robert Burton (1988): Die Anatomie der Melancholie (1621), ausgew. und übers. von Werner von Koppenfels, Mainz, S. 57.

¹² Joseph Schumpeter (1934): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung – Eine Untersuchung über Unternehmergeinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus, 3. Aufl., München/Leipzig, S. 105.

So kommt Bassanio auf die Idee, seinen Freund Antonio anzupumpen. Antonio, der Kaufmann von Venedig, ist ein genialer Abenteurer, der das große Geld auf See machen will. Wenn die Rechnung aufgeht, wird sich das Abenteuer für ihn mannigfach auszahlen. Welch unglaubliche Renditen der Seehandel ermöglicht, bezeugt der Weltumsegler Sir Francis Drake, ein Verwandter im Geiste des Antonio, der bei Rückkehr von seiner Weltumsegelung 1577 bis 1580, also in nur drei Jahren, seinen Aktionären eine Rendite auf das eingesetzte Kapital von 4700 Prozent gebracht hat.

Antonio, der Bürger, ist also Abenteurer wie der Aristokrat Bassanio. Doch er ist kein Hasardeur. Denn er muss sein Geschäft nüchtern und rational kalkulieren, er braucht Seeleute, die Schiffe zu navigieren verstehen, und muss ein Wissen haben über die Märkte ferner Länder und die politischen Gegebenheiten auf der ganzen Welt. Antonios Risikofreude ist die des bürgerlichen Kaufmanns der Moderne. (Hier also irrt Wilhelm Röpke, wenn er tadelt, wolle Shakespeare „ausnahmsweise einen Kaufmann als solchen auf die Bühne (bringen), so ist es allenfalls ein Shylock“.¹³

Antonio ist zwar reich, aber nicht liquide, da seine Schiffe erst in einigen Wochen mit den Handelserlösen zurückkehren werden. Mit Bedauern lässt er Bassanio wissen, er habe „weder Geld noch Ware, um eine Summe in bar aufzubringen“. Bassanio möge selber sehen, „was mein Kredit in Venedig vermag“, rät ihm Antonio.

Shylock, ein jüdischer Geldverleiher, soll das Geld beibringen. Der Weg zu Shylock fällt Antonio besonders schwer, gibt es doch zwischen dem Christen und dem Juden einen jahrhundertalten Konflikt darüber, ob es erlaubt ist, Zinsen zu nehmen für das Verleihen von Geld. Den Christen ist das Zinsnehmen verboten, den Juden nicht, zumindest nicht von Christen. Juden und Christen hielten beide den Zins für Wucher, da es nach damaliger Auffassung als pervers galt, Geld für Geld zu verlangen. Geld sei steril, so die Lehre, weswegen mit Geld nicht abermals Geld erzeugt werden dürfe.

Die Begründung dieses Verbots steht im Buch Deuteronomium, wo es heißt (Dt. 23, 19f): „Du sollst von Deinen Brüdern keinen Zins nehmen, weder Zins für Geld noch Zins für Speise, noch Zins für irgendetwas, das man leihen kann.“ Während die Juden dieses Verbot wörtlich nahmen, was bedeutet, dass das Zinsverbot zwar gegenüber Brüdern galt, gegenüber Nichtjuden aber nicht, interpretierten die Christen es universal, da Christen ja auch alle Welt zu Brüdern haben sollten.

Shylocks Verständnis des Zinses erweist sich dabei gleich in mehrfachem Sinn als moderner und der christlichen Wirtschaftsmoral überlegen: Während im Nahbereich der Familie zinslose Darlehen sinnvoll sein mögen, weil die soziale Kontrolle da, wo alle

¹³ Wilhelm Röpke (1958): Jenseits von Angebot und Nachfrage (Anm.1), S. 164.

einander kennen, die Wahrscheinlichkeit der Rückzahlung erhöht, zwingt im anonymen Fernbereich der Zins den Schuldner zur Tilgung. Er diszipliniert ihn aber auch, mit dem geliehenen Geld effizient zu wirtschaften: Das knappe Kapital zieht es immer dorthin, wo es den höchsten Ertrag erzielt.

Mehr noch: Der kluge Shylock leiht Geld gegen Zins, damit Bassanio, wie Shylock sagt, seine „gegenwärtigen Bedürfnisse“ befriedigen kann: Gewinn, auch den Zinsgewinn, nennt er einen Segen. Shylock, das ist ziemlich modern, weiß, dass der Zins nicht nur der Preis des Geldes ist, sondern der Preis für die Zeit, durch welche jemand in die Lage versetzt wird, seine „gegenwärtigen Bedürfnisse“ heute schon und nicht erst in Zukunft zu stillen. Weil wir den gegenwärtigen Genuss dem künftigen vorziehen, muss ein anderer darauf verzichten. Für diesen Verzicht verlangt der Kreditgeber einen Aufschlag. Irving Fisher, ein amerikanischer Ökonom vom Anfang des 20. Jahrhunderts (und früher schon der österreichische Volkswirt Eugen von Böhm-Bawerk) haben aus der Erfahrung der Zeitpräferenz ihre Theorie der „impatience“ gemacht, jener Anerkennung „menschlicher Ungeduld“, wonach wir den Genuss desselben Gutes in der Zukunft als minder bewerten im Vergleich zum augenblicklichen Verzehr. Denn die Zukunft ist unsicher, wer weiß, ob wir dann überhaupt noch leben?¹⁴

Schließlich, letzter Beweis von Shylocks Modernität, geht es aber um die zentrale Frage, zu welchem Zins Shylock die gewünschten 3000 Dukaten verleihen soll. Klug, wie er ist, macht er die Höhe des Zinses abhängig vom Wert der Sicherheiten. Je riskanter das Geschäft, desto höher der Zins, das versteht sich. Dass man sich auf Antonios Schiffe, wenn es hart auf hart kommt, als Pfand nicht verlassen kann, weiß man. Geschäfte zur See sind riskant. Letztlich kommt der Jude mit einem sehr gewöhnungsbedürftigen Vorschlag: Sollte Antonio den Kredit nicht bedienen können, beansprucht Shylock, „ein wohlabgewogenes Pfund von eurem feinen Fleisch abzuschneiden“.

Der Dialog zwischen Antonio und Shylock über Zins und Pfand als Sicherheit zeigt, dass Kreditverhandlungen immer mit zwei Unbekannten spielen. Es steht nicht nur zur Debatte, zu welchem Preis der Gläubiger seinen Kredit an den Schuldner verkauft. Es steht auch zur Debatte, was im Falle des Kreditausfalls als Pfand dienen soll und welchen Wert die Vertragspartner diesem Pfand beimessen. Riskant ist die Geschichte deswegen, weil der Wert des Pfands auch die Höhe des Kreditvolumens bestimmt, soll es doch im Idealfall garantieren, dass der Gläubiger sich daran schadlos halten kann. Da zwei Unbekannte aber schwer auszuhalten sind, verfallen die Menschen in den folgenreichen Fehler, den Wert des Pfandes als fix anzunehmen: Offen bleiben dann nur Kreditvolumen und Zinssatz.

¹⁴ Vgl. dazu John Geanakoplos (2010): Solving the Present Crisis and Managing the Leverage Cycle, Federal Reserve Bank of New York Economic Policy Review, S. 101–131.

Dass dieser Fehler folgenreich ist, zeigt der Anfang der Finanzkrise, die bekanntlich als Immobilienkrise begonnen hat. Häuser galten als risikolose Sicherheiten für eine üppige Vergabe von Immobilienkrediten (und den üppigen Weiterverkauf der darauf gegründeten Forderungen), weil man ihren Wert als sicher ansah. Verführerisch war dieses Geschäft erst recht dadurch, dass die großzügige Vergabe von Krediten auch die Preise an den Gütermärkten steigen ließ, mithin auch der Wert der Pfänder wuchs, und der Ausfall eines Kredits nie wirklich zum Problem werden konnte, weil der Schaden durch die im Wert gesteigerten Sicherheiten jederzeit kompensiert werden konnte. Etwas von dieser Aufwärtsspirale können wir derzeit auch in Deutschland beobachten. Erst als sich der Zyklus drehte und Geld knapp wurde, weil plötzlich viel Unsicherheit in die Welt hineinrieselte, waren zugleich die scheinbar sicheren Pfänder nichts mehr wert, was sich merkwürdigerweise vorher niemand vorstellen wollte. Blöd nur, dass die Schulden nicht schrumpften, als der Wert der Pfänder abschmierte.

Zurück zu Antonio und Shylock. Auch Antonio hat sich verspekuliert. Denn es kam, wie es kommen musste: Der Kaufmann verliert alles. Seine Schiffe gehen zu Bruch, er wird ein Bankrotteur, der seinen Kredit nicht mehr zurückzahlen kann. Das Angebot Bassanios, der inzwischen finanziell ausgesorgt hat, weil er die schöne Portia freien konnte, ihn um ein Vielfaches zu entschädigen, schlägt Shylock aus. Zwar braucht auch er Geld, weil seine Tochter mit großen Teilen seines Vermögens durchgebrannt ist, doch lieber besteht er auf der Einlösung seines Pfandes.

Da wird die Sache zu einer juristischen Angelegenheit, schließlich leben die Venezianer wie die Engländer in einem Rechtsstaat. Doch der Richter, wie alle Juristen geübt in dialektischer Rabulistik, ändert die Definition des Pfandes: Sein Pfund Fleisch soll der Jude erhalten. Aber dabei dürfe kein Tropfen Blut fließen, denn davon sei im Vertrag ja auch nicht die Rede gewesen. Damit ist das Pfand auf einen Schlag nichts mehr wert. Shylock, einen Moment zuvor noch der große Gewinner, wird zum großen Verlierer.

Die Historiker haben Shylock später darüber aufgeklärt, dass, ein Stück Leberfleisch als Pfand zu verlangen, eine Idee aus einer vormodernen Welt sei: ein primitives Pfand, mit dem sich, kommt es zum Schwur, wenig anfangen lässt, wie man sieht. Denn ein Stück Fleisch lässt sich eben nicht einfach beschlagnahmen und zu Geld machen.¹⁵ Besser, so würde man heute sagen, wäre es gewesen, Shylock hätte sich ein Stück Land Bassanios gesichert, das sich leicht hätte monetarisieren lassen. Noch besser und ökonomisch klüger wäre es gewesen, auf das Entschädigungsangebot Bassanios einzugehen. Doch Rache war für Shylock inzwischen zur Obsession geworden.

¹⁵ Vgl. James Buchan (1999): *Unsere gefrorenen Begierden – Was das Geld will*, Köln, S.127.

Für Shakespeare bleibt die Welt des Ökonomischen zutiefst ambivalent. Gerade das macht den „Kaufmann von Venedig“ zu einem Schwellentext des europäischen Wirtschaftswunders. Am Ende des Stücks landen wir wieder in der vorkapitalistischen Märchenwelt Bassanios, in welcher der schöne Müßiggang gepflegt wird. Es ist eine Welt von gestern, in der der Gentleman noch nicht zum Wirtschaftsbürger geworden ist.

Shylock, die Figur, die die moderne Welt am meisten vorwegnimmt, spielt im letzten Akt nicht mehr mit. Der Finanzkapitalismus verdirbt den Charakter – und das Happy End: Ist es nicht ohnehin sittenwidrig, als Pfand ein Stück lebendiges Menschenfleisch zu fordern?

Der Kaufmann geht in dieser Welt als Vertreter der sogenannten Realwirtschaft gerade noch durch: Er darf am Hofe der schönen Portia Platz nehmen. Dabei wissen wir heute doch alle: Marktwirtschaft ist nicht nur Erfindungsgeist und Unternehmertum. Unser aller Wohlstand gründet auf Kredit. Wie gesagt: „Auf seinen Schulden reitet der Unternehmer zum Erfolg.“ Der Kredithebel, mit dem der Unternehmer sein Eigenkapital verlängert, bringt die erhoffte Rendite. Der Kredit – das fremde Geld – gibt auch dem Habenichtsa eine Chance, wenn er nur gute Ideen hat und Fortuna ihm gewogen ist. Weil es uns aber nicht schnell genug gehen kann und das Geld billig daherkommt, lassen wir uns zuweilen verführen, zu viel Geld zu leihen und die Risiken zu missachten.

Die Geldleiher bleiben den Menschen suspekt. Kein Wunder, dass, wenn es ums Geld geht, der Antikapitalismus immer latent antisemitisch daherkommt. Schon Jesus ließ die Geldleiher und Geldwechsler aus dem Tempel vertreiben. Der höllische „Wucher“ und das irdische „Paradies“ ziehen sich wie Haupt- und Gegenthema durch die gewaltigen „Cantos“ des amerikanischen Dichters Ezra Pound.¹⁶ Wucher („Usura“) ist Pounds Metapher für die Profitgier des modernen Kapitalismus, der im 19. und 20. Jahrhundert apokalyptische Ausmaße angenommen hat. Kleine Kostprobe: „BEI USURA kommt Wolle nicht zum Markt/Schaf wirft nicht ab bei Usura/Usura ist die Räude; Usura/legt still der Spinnerin Rocken. (...) Usura metzt das Kind im Mutterleib/und wehrt des jungen Mannes Werben“ (Cantos XLV). Und dann werden sie aufgezählt, die bösen jüdischen Bankiers von Rothschild bis zu J.P. Morgan. Ursprung des Übels ist für Pound (viel drastischer als für Goethe) die Gründung der Bank of England und deren Macht aus dem „Nichts“ Geld zu schaffen und das auch noch zu hohen Zinsen zu verleihen.

Pound – er wäre einen eigenen Vortrag wert, nachdem im vergangenen Jahr eine englisch-deutsche, hervorragend kommentierte Ausgabe der Cantos auf den Markt kam – ist sozusagen der Ur-Vater des konservativen Antikapitalismus, der seit der Finanzkrise wieder so viele Freunde hat. Pounds bipolarer, quasi gnostischer

¹⁶ Vgl. das Nachwort von Heinz Ickstadt zur neuen Ausgabe von Ezra Pound (2012): Die Cantos – Zweisprachige Ausgabe, überarb. von Eva Hesse und Manfred Pfister, Zürich, S. 1435.

Antikapitalismus zeigt jene romantisch-moralische Wirtschaftsverachtung, von der Röpke sprach. Er zeigt auch, wie schnell die Forderung nach Maß und Mitte, die ja auch Konservative wie Röpke hoch halten, in die Denunziation allen Marktgeschehens als „Ökonomismus“ umschlagen kann.

Mehr noch (auch diesen Gedanken verdanken wir Pound): Dichter sind, wenn sie über Ökonomisches schreiben, nicht nur Deuter, sondern auch Konkurrenten. „Geld“, sagt Pounds Tochter Mary de Rachewiltz, sei der „obszöne Doppelgänger des dichterischen Worts“.¹⁷ Denn das Geld ist wie das Dichterwort aus dem Nichts erschaffen, Wortökonomie und Geldökonomie wären auf Maß und Effizienz angewiesen und tendieren doch dazu zu wuchern. Geld und Dichtung haben also beide als Prozesse der Schöpfung aus dem Nichts theologischen Ursprung und treten als Säkularisate der Schöpfung zueinander in Wettbewerb. Aber das führt nun tatsächlich in unserem Kontext zu weit.

Ziehen wir eine zweite Zwischenbilanz: Shakespeare klärt uns auf über das Wesen des Kredits. Schuldner und Gläubiger sind positive Menschen. Beide werden sich etwas von dem Kredit versprechen. Der Schuldner hat die Chance, sein gewohntes Konsumlevel aufrechtzuerhalten oder gar zu verbessern. Der Gläubiger freut sich darüber, sein Geld zu einem guten Preis (den wir in diesem Fall Zins nennen) verkauft zu haben. Beide glauben sie, dass der Ertrag aus dem geliehenen Geld größer sein wird als die Kosten, die dafür anfallen. Der Gläubiger muss an den Schuldner glauben und daran, dass dessen Einkommen steigt. Denn nur so wird dieser seine Schuld zurückzahlen können. Und der Schuldner muss eine Geschäftsidee haben, die ihn davon überzeugt sein lässt, dass sich am Ende die Verschuldung lohnt. Kein Wunder, dass, wo hier soviel von Glauben die Rede ist, das lateinische Wort Kredit von credere, glauben, stammt.

Ein Kredit hat etwas Verführerisches, eben weil das Versprechen sofortigen Genusses lockt und sich die Frage der Rückzahlung verdrängen lässt. Dass weiß auch der Kreditgeber, weshalb er sich in der Regel mit dem Zins allein nicht zufrieden gibt, der nur den Preis für den gekauften zeitlichen Aufschub und seinen eigenen Konsum- und Triebverzicht darstellt, aber nichts damit zu tun hat, ob der Schuldner seine Schuld auch tilgen kann. Weil das trotz allen Vertrauens riskant ist, verlangt der Schuldner nach Sicherheiten als Pfand. Er kann sich auch einen Bürgen suchen, der im Falle eines Falles geradestehen und haften muss. Weist der Kredit einerseits auf das nötig interpersonale Vertrauen der Vertragspartner, so weist er, aus Sicht des Kreditnehmers, als „Schuld“ („Schulden“), auch auf die rechtliche und moralische Verpflichtung, den Vertrag zu erfüllen.

Das Verführerische ist, wie immer, auch das Gefährliche. Schulden können süchtig machen. Kein Wunder, dass in der Literatur (siehe Pound) der Kredit gerne als

¹⁷ Zit. nach Heinz Ickstadt (Anm.15), S. 1454.

„Pakt mit dem Teufel“ diabolisiert wurde. Der Kreditgeber in Gestalt des Teufels verspricht alle Annehmlichkeiten dieser Welt, und zwar sofort, lässt den Schuldner dafür aber bis in alle Ewigkeit zahlen und fordert zudem als Pfand seine Seele. Doktor Faustus hat seine Erfahrungen mit dieser tückischen Vertragsbeziehung gemacht. Theologisch haftet den Kreditpartnern immer schon etwas Sündhaftes an: „Kein Borger sei und auch kein Verleiher nicht“, warnt Polonius in Shakespeares „Hamlet“ seinen Sohn Laertes. Die kanadische Schriftstellerin Margaret Atwood, die ein schönes Buch über „Schulden und die Schattenseiten des Wohlstands“ geschrieben hat, erinnert daran, dass es im englischen Vaterunser nicht nur „Forgive us our trespasses“, unsere Übertretungen, sondern auch „Forgive us our debt“, unsere Schuld, heißen kann und im Aramäischen ein einziges Wort „Schuld“ und „Sünde“ gemeinsam bezeichnet.¹⁸ Im Deutschen wurde im biblischen Vaterunser immer schon „Vergib uns unsere Schuld“ übersetzt.

Der Kaufmann von Venedig braucht Shylock, auch wenn er ihn nicht liebt. Der Unternehmer braucht seinen Bankier, auch wenn er ständig über ihn klagt. Noch jede Revolution, die die Banker an die Laternen knüpfen wollte, verlangte, kaum hatte sie gesiegt, nach Bankern.

¹⁸ Vgl. Margaret Atwood (2009): Payback – Schulden und die Schattenseiten des Wohlstands, Berlin.

3 | „L'Argent“ oder: Nichts als Moralisieren

Wechseln wir den Blick auf die Gegenwart und auf eine ganz andere Gattung der Literatur. Unmittelbar bevor der US-Immobilienmarkt zusammenbrach, hatten findige Investmentbanker den Zusammenbruch des Marktes weitgehend vorausgesehen, auf das Platzen der Blase gewettet und Milliarden verdient. Sie taten das nicht aus böser Absicht oder weil sie hellsichtige Fähigkeiten besaßen, sondern weil es Teil ihres Geschäftsmodells war: Sie investierten in die Schwachstellen der Finanzmaschinerie.

Das ist in ganz groben Zügen der Plot des viel gerühmten Romans „The Big Short. Wie eine Handvoll Trader die Welt verzockte.“ von Michael Lewis, erschienen 2010 in New York. Michael Lewis erzählt von den Menschen, die früh erkannten, dass das Finanzsystem gefährdet ist – auch wenn sie das zuweilen gar nicht im Blick hatten. Charlie Ledley zum Beispiel. Sein erstes Semester am Amherst College lag gerade hinter ihm, da unterbrach er sein Studium, um als ehrenamtlicher Helfer den Präsidentschaftswahlkampf von Bill Clinton zu unterstützen. Mit der Börse, Finanzmärkten im Allgemeinen oder dem amerikanischen Hypothekenmarkt im Besonderen hatte er damals noch nichts zu tun. Auf dieses Terrain verschlug es ihn eher durch Zufall als durch Planung.

Mit einem Freund gründete Ledley eine kleine Anlagegesellschaft und interessierte sich vor allem für eines: Ereignisse, die von der erdrückenden Mehrheit aller Anleger, vulgo: dem „Markt“, für so unwahrscheinlich gehalten werden, dass es vernachlässigbar wenig kostet, auf ihren Eintritt Geld zu setzen, um dann einen satten Gewinn zu machen, wenn doch geschieht, womit zuvor niemand gerechnet hatte. Mit diesem Prinzip vor Augen begann Ledley sich im Jahr 2006 für den amerikanischen Hypothekenmarkt zu interessieren.

In einer Präsentation las er, wie abenteuerlich viele Häuserkredite von amerikanischen Banken vergeben worden waren. Und wie die Kredite hernach von anderen, meist größeren Banken zu neuen Wertpapiergebilden zusammengebaut und weiterverkauft wurden. Die Börsenkurse an der Wall Street stiegen parallel dazu unbeirrt weiter, was so viel hieß wie: Der Markt glaubte, da werde schon nichts passieren. Ledley wählte ein anderes Szenario. Er investierte in das Eintreten des großen Knalls, den Zusammenbruch. So wurde Ledley zu einem derjenigen, die an der Krise verdienten, weil sie auf sie setzten.

So ungefähr gehen viele Geschichten in diesem Buch. Und, cum grano salis, so gehen alle Finanzkrisenromane.¹⁹ Ob „Kapital“ von John Lanchester, „Die Unfehlbaren“ von

¹⁹ Hier eine (längst nicht vollständige) Liste: Michael Lewis (2011): *The Big Short – Wie eine Handvoll Trader die Welt verzockte*, München; Andrew Ross Sorkin (2012): *Die Unfehlbaren – Wie Banker und Politiker nach der Lehman-Pleite darum kämpften, das Finanzsystem zu retten und sich selbst*, München; Greg Smith (2012): *Die Unersättlichen – Ein Goldman-Sachs-Banker rechnet ab*, Reinbek; John Lanchester (2012): *Kapital*, Stuttgart; Rainald Goetz (2012): *Johann Holtrop*, Frankfurt; Emile Zola (2012): *Das Geld (1891)*, Frankfurt.

Andrew Ross Sorkin oder, da wird die Autobiographie zum Roman „Die Unersättlichen“ des Goldman-Sachs-Aussteigers Greg Smith. Der sagt uns, was wir schon ahnten: Die Atmosphäre bei Goldman sei von unglaublichem Zynismus geprägt gewesen, Kunden habe man systematisch ausgenommen. Goldman, ein Symbol für Gier und Hybris der Finanzindustrie. Es herrscht ein ungezügelter Profithunger; nur der Skrupellose kommt nach oben. Smith erzählt in der Rolle des Geläuterten, der allzu lange mitgemacht hat, weil er sich fälschlicherweise mit den Idealen des Unternehmens identifizierte. Jetzt ist er vom Saulus zum Paulus geworden, oder besser vom unheiligen zum heiligen Augustinus. Die Finanzkrise wurde zu seinem Bekehrungserlebnis.

Die Mutter dieses Finanzkrisenrealismus ist Emile Zolas „L'Argent“: Die Geschichte vom Aufstieg und Fall des Börsenspekulanten Aristide Saccard, 1891 erschienen, erzählt, warum Geld süchtig macht und was die Gier alles anrichtet. Wer Zola liest, kann sich, frech gesagt, die meisten Romane der Finanzkrise 2008ff sparen. Hier schon werden alle narrativen Muster angeboten, aus denen sich auch die heutige Krisenliteratur bedient. Das Schema Aufstieg und Fall reflektiert die Börsenweisheit „What goes up must go down“, der Antagonismus zwischen dem alten Geldadel des jüdischen Bankiers Gundermann und dem neuen Geld des Aufstiegers Saccard lässt allen antisemitischen Ressentiments seinen Lauf. Hellsichtiger als viele heutigen Romane thematisiert er Zola auch den Grundkonflikt „Systemversagen oder individuelle Schuld?“, die noch in jeder Aufarbeitung der Finanzkrise eine Rolle spielen. So haben die Anwälte des UBS-Händlers Kweku Adoboli argumentiert, der mit spekulativen Manipulationen seine Bank um 2,3 Milliarden Dollar erleichterte, so wie Adoboli hätten sich schließlich alle verhalten, sein Tun sei von den Vorgesetzten nicht nur gedeckt, sondern gefördert worden und erst als es schief gegangen sei, habe man Adoboli zum Sündenbock gemacht. „Die Leiter der feinsten Häuser von Paris hätten allesamt seine Zelle teilen müssen, wenn man nur ein bisschen logisch verführe“, bringen auch die Anwälte Aristide Saccards zu Protokoll in Zolas Roman.

Am Ende treten bei Zola dann Akteure auf, die für die marxistische und zugleich konservative Utopie einer Gemeinschaft stehen, in der die Gier besiegt und alle am Gemeinwohl orientiert sind. Die Ironie, mit der diese Utopie geschildert wird, ist bei Zola nicht zu überhören. Heute wird sie wieder vertreten, aber zumeist ernsthafter, aber zugleich auch überzeugter.

Keine Frage: Die Romane des heutigen Finanzkrisenrealismus lesen sich gut und sind unterhaltsam. Aber bieten sie auch Erkenntnis? Ihre These: Die Krise ist das Resultat von Gier, mangelnder Moral, Fehler im Herdenverhalten. Aber hat es die Gier nicht immer schon gegeben? Auch in guten Zeiten? Wie kann es dann also kommen, dass Fehler einzelner so explosiv wirken, so dass eine kleine, regional begrenzte Immobilienkrise zur Weltfinanzkrise werden konnte? Darauf hat die naturalistische Finanzkrisenliteratur keine Antwort. Sie kann nur machen, was sie immer macht: Moralisieren und anthropomorphisieren.

Doch Gier und Neid sind sehr ambivalente Affekte, sie haben durchaus auch produktive Wirkung. Der Neid ist Ansporn im Wettbewerb, er motiviert uns, besser zu sein als der, den wir beneiden. Gewiss, er kann genauso auch destruktiv werden. Und: Auch die guten Banker konnten den Kollaps des Systems nicht verhindern. Das Problem der Krise liegt also offenkundig jenseits der Moral. „Das anthropomorphe Reden führt zu einer verfehlten Moralisierung und einer Fokussierung auf Moral, die die eigentlichen Probleme gerade nicht den Blick bekommt“, sagt der Bonner Max-Planck-Ökonom Martin Hellwig.²⁰

Und er hat Recht, finde ich. Den Systemmechanismus eines unerwarteten Dominoeffekts in der Finanzkrise oder des Ansteigens der Renditen in der Staatsschuldenkrise kann der Naturalismus nicht verstehen. Er versteht weder etwas von der Ambivalenz des Kredits noch versteht er etwas von dem Zusammenhang zwischen der Last der Schuld und dem Dahinschmelzen des Collaterals, des Pfandes, über den wir in Shakespeares Kaufmann so wunderbar aufgeklärt wurden. Mit anderen Worten: Die heutigen Krisenromane, deren Autoren die Krise erfahren selbst haben, wissen weniger von einer Kreditkrise als Shakespeare vierhundert Jahre früher. Für die Heutigen ist die Krise nur das Hintergrundrauschen, um wieder einmal Gier und Neid der Menschen darzustellen. Der Staatsschuldenkrise, deren Entstehung durch die politisch motivierte Politik der Zentralbank wir im Faust anschaulich werden, verstehen die Romane so wenig, dass sie gar zum Glück nicht den Versuch machen, sich damit auseinanderzusetzen.

Woran das liegt? Martin Hellwig vermutet, es liege an der narrativen Simplizität der naturalistischen Erzählung selbst. „Unsere Neigung, Geschichten konsekutiv, in linearen Erzählmustern zu erzählen, ist eine Hauptfehlerquelle für unseren Umgang mit der Wirklichkeit.“ In Wirklichkeit laufe vieles simultan ab, dass wir es mit Kausalwirkungen nicht verstehen können, sondern nur in einer angemessenen Systemsprache. Die narrative Sprache des Romans, so Hellwig, sei unterkomplex. Seine Alternative: Die vielgeschmähte Mathematik, das Modell, das Systemzusammenhänge simultan und in komplexeren logischen Strukturen abbildet ohne zu moralisieren und gerade auf diese Weise Ursachen in den Blick bekommt.

Ist es Zufall, dass meine beiden positiven Zeugen, Goethe und Shakespeare, nicht nur als Dichter den Lewises und Sorkins überlegen sind, das ist trivial, sondern auch ihren Gegenstand nicht als Roman, sondern als Drama aufs Theater brachten? Ist womöglich also die komplexe, auf mehr Ebenen agierende Form des Dramas im Hinblick auf seine Erkenntniskraft dem naturalistischen Roman überlegen? Kann es sein, dass das Theater, formal gesprochen, näher bei der Mathematik ist als der lineare Roman? Und dass es zugleich das Gap zwischen Systemverstehen und menschlichen (Fehl)entscheidungen

20 Mdl. anlässlich einer Debatte zu „Literatur und Finanzkrise“ im Frankfurter Schauspiel am 23. September 2012.

schließen kann, was der Mathematik versagt bleibt, indem auch Konflikte in ihrer komplexen Dynamik zur Darstellung kommen. Nach allem, was man hört, ist gerade dies dem dieser Tage in Stuttgart und Berlin aufgeführten Theaterstück „Das Himbeerreich“ des Filmemachers Andres Veiel besonders gut gelungen. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass das Drama dem Mythos näher ist als der Roman? Jetzt wird es gewagt. Lieber formuliere ich vorsichtig und in Fragen, weil ich hier taste. Und weil ich darüber im Anschluss mit Ihnen diskutieren möchte.

4 | „Der Ring des Nibelungen“ oder Staatsdämmerung in Walhall

Schließen wir also mit einem Drama, noch dazu einem Musikdrama, das neben dem Wort noch weitere simultane Sinn- und Verstehensebenen anbietet.

Wotan erwacht (zu Beginn der zweiten Szene des „Rheingolds“, dem ersten Teil der Ring-Tetralogie Richard Wagners), und der Blick des göttlichen Staatsoberhauptes fällt auf seine mit blinkenden Zinnen im hervorbrechenden Tag erglänzende Burg Walhall, ein überdimensionierter Staatspalast, der gerade erst vollendet wurde: Prächtig prahlt der prangende Bau. Stark und schön, steht er zur Schau. Aus dem Orchestergraben gibt es sattes, tiefes Blech, das Walhall-Motiv. Wotan ist stolz und zufrieden.

Das Problem: Der Staat Wotans hat sich schwer übernommen; man lebt über seine Verhältnisse und gibt mehr Geld aus, als man hat. Die Finanzierung der prächtigen, aber überdimensionierten Burg Walhall hängt völlig in der Luft. Männlichen „Leichtsinn“ unterstellt Fricka ihrem Gemahl Wotan: „Was ist euch Harten doch heilig und wert, giert ihr Männer nach Macht.“ Wotan will den Vorwurf der Machtgier nicht auf sich sitzen lassen und dreht den Spieß um: „Gleiche Gier war Fricka nicht fremd, als selbst um den Bau sie mich bat.“ Fricka reagiert beleidigt, gibt zu Protokoll, sie habe in den Palastbau nur eingewilligt, um den Gemahl – einen notorischen Hallodri und Herumtreiber („Wandel und Wechsel liebt, wer lebt“) – an sich zu binden und zu größerer Sesshaftigkeit und Treue zu verführen.

Einerlei, ob männliche oder weibliche Gier: Der Götterstaat ist hoffnungslos überschuldet, sein Kapitalbedarf enorm und guter Rat teuer. Staatliche oder halbstaatliche Großprojekte laufen finanziell notorisch aus dem Ruder (siehe Elbphilharmonie, Stuttgart 21 oder Berlin-Schönefeld). Die teure Baufirma (zwei Riesen namens Fasold und Fafner) dringen auf alsbaldige Begleichung ihrer Rechnungen. Wie üblich haben sie vor Baubeginn vertraglich für den Fall staatlicher Liquiditätsschwierigkeiten vom Schuldner eine Sicherheit verlangt, worauf Wotan – nicht sonderlich feinfühlig – seine Schwägerin Freia als Pfand bot, die verständlicherweise Zeter und Mordio schrie, als sie zu ahnen begann, dass die Riesen nun auf Vertragserfüllung drangen.

Loge, ein „amoralischer Intellektueller außerhalb der Legalität“ (Vicco von Bülow alias Lorient), aber auch Halbgott, der Wotan einiges verdankt und der bei den Vertragsverhandlungen als eine Art Anwalt oder Notar fungierte, hatte versprochen, das Pfand auszulösen, Freia vor ihrem Schicksal bei den Riesen zu bewahren und den Gläubigern dafür Kompensation zu verschaffen. Jetzt musste er liefern. Das Rheingold, so Loges

Idee, ein großes Kapital, welches, den Rheintöchtern entwunden, sich widerrechtlich in den Händen der Nibelungen befand, könnte man den Räubern klauen und den Riesen zum Ersatz anbieten. Die Straftat, welche der Raub darstellt, wäre moralisch minder verrucht und als legaler Besitz zu deklarieren, weil auch die Nibelungen das Gold durch Raub erworben hatten: „Was ein Dieb stahl, das stiehlt du dem Dieb – ward leichter ein Eigen erlangt?“

Auch wenn bis hierher allenfalls eine der insgesamt rund achtzehn Stunden (inklusive Pausen) der Ring-Tetralogie verstrichen sind: Das meiste ist gelaufen; das Unheil nimmt seinen Lauf. Geldgier ist Kehrseite und Folge der Machtgier - das Ring-Motiv spiegelt in Moll das in Dur gesetzte Walhall-Motiv. So etwas kann der naturalistische Roman nicht. Er kann auch nicht am Beginn des prächtigen Festes den Untergang schon hörbar werden lassen.

Unersättlicher staatlicher Macht-, Repräsentations- und Selbstdarstellungshunger ist der Ausgangspunkt eines unstillbaren staatlichen Kapitalbedarfs. Kein Wunder, dass Wotan nicht ruht, dem Riesen Fafner (Fasold, der andere Riese, wurde zwischendurch erschlagen) den Schatz wieder abzunehmen, um selbst in den Besitz des Rheingolds zu gelangen, eine Aufgabe, die, um den rechtsstaatlichen Schein zu wahren, er vom unschuldigen Siegfried ausführen lässt, seinem Enkel, dem Nachkommen eines seiner zahlreichen unehelichen Abenteuer.

Doch am Gold hängt Alberichs des Nibelungen Fluch, und am Ende zieht Geld- und Machtgier das Reich und seine mehr oder weniger göttlichen Akteure in den Abgrund. Wotan, Machtpolitiker, dem die Macht abhandenkommt, wähnt sich stets mehr als Opfer der Verhältnisse denn als Staatsoberhaupt, freilich mit wachsender Lust am unausweichlichen Untergang. „Zusammenbreche, was ich gebaut! Auf geb ich mein Werk; eines nur will ich noch: das Ende – das Ende“, lässt der Gott die Zuhörer schon in der „Walküre“ wissen, dem zweiten Teil des Rings. Am Ende, in der „Götterdämmerung“, verschwindet Walhall in der Feuersbrunst eines großen Brandes. „Nicht Gut, nicht Gold, nicht Haus noch Hof, noch herrischer Prunk“, nichts davon löst sein irdisches Glücksversprechen ein. Die Götterdämmerung wird zur Staatendämmerung.

Richard Wagners Ring, diese Einsicht verdanken wir nicht erst Lorient, ist eine der gewaltigsten Kritiken am modernen Staat und seinem Recht und zugleich eine eindrucksvolle Analyse des Zusammenhangs von staatlicher Ausgabenlust und ihren ruinösen finanziellen Folgen. Wagner dramatisiert David Humes Diktum, wonach es „für eine Regierung sehr verführerisch (ist), die Staatsschuld zu nutzen, was ihn in den Stand setzt, während seiner Verwaltung den großen Mann zu spielen, ohne das Volk mit Steuern zu überladen oder sonstige Unzufriedenheit gegen sich zu erregen.

Die Praxis des Schuldenmachens wird daher ganz unfehlbar von jeder Regierung missbraucht werden.“²¹

Wagners Textbuch stammt aus der revolutionären, libertär-anarchistischen Zeit des Komponisten, als er noch nicht als offiziöser Staatskünstler des Bayernkönigs Ludwig II. auftrat. Eine Fußnote im Lehrbuch der Finanzwissenschaft hätte Wagner früher schon gebührt; aus Anlass der Euro- und Staatsschuldenkrise wäre ein eigenes Kapitel angemessen. Wagners dramatische Dichtung, welche die Provinz ob ihrer stabreimenden Alliterationen verspottet, verdient es, genau gelesen zu werden. Zum Glück scheuen heutige Inszenierungen nicht, den Text als Übertitel an die Bühne zu projizieren. Das hilft.

„Die Macht, die gegenwärtig das Leben beherrscht, die wir stündlich als die mächtigste, entscheidendste und alles durchdringendste fühlen - diese Macht ist nichts anderes als das Geld“, schreibt Wagner in einem Brief an Ferdinand Heine vom 4. Dezember 1849. Menschen wie Staaten wollen mehr besitzen, als sie sich leisten könnten, mehr Macht, als ihnen zusteht. Vehikel dafür ist der Kredit, gegen den nichts einzuwenden wäre, würden die Schuldner nicht die Notwendigkeit aus dem Auge verlieren, das geliehene Geld zurückzuzahlen. Walhall im Mythos und die Griechen aller Länder von heute sind des gleichen Geistes Kind.

Mehr noch: Ungestüme Ausgabenlust, welcher nicht erst die heutigen Wohlfahrtsstaaten verfallen sind, und die damit verbundene Geldgier führen zu einer Erosion des Rechts und des Rechtsstaats und einem schleichenden Verfall der gesellschaftlichen Ordnung. Wotan, seinem Anspruch nach Garant des Rechts und Wahrer der Verträge, bricht diese nicht erst, als das Inkasso zur Finanzierung seines Luxusschlusses Walhall fällig wird: Schon den Vertrag selbst, der die Schwägerin zum Pfand einsetzt, hätte, weil offenkundig sittenwidrig, kein Notar durchgehen lassen dürfen.

Die Folgen sind verheerend: Der Vertragsbruch geht einher mit einem Verlust an Vertrauen zu der Stabilität staatlicher und sozialer Institutionen. Wer als Staat über seine Verhältnisse lebt, kommt nicht nur in den Strudel der Finanzmärkte (und ins Fadenkreuz der Spekulanten), sondern zerstört jene Rechtsordnung, die zu garantieren einzig ihm obliegt. „Die Ordnung der Götter“, schreibt der Bielefelder Rechtsphilosoph und Strafrechtslehrer Wolfgang Schild in einem klugen Wagner-Buch mit dem Titel „Staatsdämmerung“, „beruht auf Betrug, der nur der Form nach das Recht anerkennt, sich daher eines Unrechts nach außen hin enthält (und sich daher auch an Verträge gebunden gibt), aber im Grund nur den eigenen Willen zur Macht, genauer: zum schieren Zeigen der Macht im Symbol der Burg (und auch des Ringes) verwirklicht.“²²

21 David Hume (1988): Über Staatskredit, in: Politische und ökonomische Essays, Hamburg, S. 275.

22 Wolfgang Schild (2007): Staatsdämmerung – Zu Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen“, Berlin; vgl. auch Rainer Hank (2012): Solidaritätsverbot – Zur Theorie nationalstaatlicher Souveränität in Europa, in: Merkur, Heft 1, S. 14–24.

Ist es allzu frivol, Züge dieses „Schein-Rechts-Staates“ (Wolfgang Schild) aus dem Wagnerschen Mythos auch in der heute erodierenden Gemeinschaft der Euro-Staaten wiederzufinden? Gleich dreifach haben die Mitgliedsländer sich über ihre Verträge hinweggesetzt und Maastrichtkriterien, No-Bail-out-Gebot und Staatsfinanzierungsverbot für die Europäische Zentralbank missachtet. Dass dieser als Ausdruck von Solidarität verpackte Rechtsbruch einen Vertrauensschwund nach sich zieht, ist täglich zu beobachten: bei den Bürgern in den verunsicherten Demokratien und an den aus den Fugen geratenen Märkten. „Oh ihr, der Eide ewig Hüter, erschaut eure ewige Schuld“, tönt Brünnhilde, als das Feuer der Götter- und Staatendämmerung schon lichterloh brennt.

Der Dramatiker George Bernard Shaw hat Wagners Ring Ende des 19. Jahrhunderts bekanntlich als antikapitalistische Allegorie aus dem Geiste der marxistischen Kritik gedeutet und sich auf Wagners Flirt mit den Frühsozialisten und Anarchisten, namentlich Pierre-Joseph Proudhon, berufen. Demnach wäre Alberich, der tyrannische Zwerg, die Verkörperung des die Arbeiter ausbeutenden Kapitalisten (eine Mischung aus Manchester-Fabrikant, Krupp und Carnegie) und zugleich Finanzspekulant, dessen gieriges Ziel einzig die Akkumulation von Kapital ist. Alle sind in diesem Staat, so Shaw, von Alberich abhängig, der Riese Fafner sowieso, auch Wotan, der oberste Gott und Staatenlenker, eine Charaktermaske.

Shaws Deutung, so zutreffend sie sein mag, unterschlägt den tieferen Grund für die Abhängigkeit der Staaten und Individuen vom Kapitalmarkt: Es ist anthropologisch die Gier, staatstheoretisch aber der Umstand, dass in allen Gemeinwesen (nicht erst in wohlfahrtsstaatlichen Demokratien, in diesen aber ganz besonders) die Bürger vom Staat mehr erwarten als sie ihm zu geben bereit sind, mithin die Einnahmen mit den Ausgaben nicht Schritt halten und die Ausgaben den Einnahmen anzupassen nicht möglich ist, weil diese längst eine Eigendynamik entwickelt haben, die zu drosseln sich niemand mehr in der Lage sieht. Das Geld, die Schulden und der Finanzkapitalismus stehen eben nicht am Anfang der Krisenursachenkette, sondern erst an zweiter Stelle.

Einen Ausweg jenseits von überbordendem Staatshandeln und volatiler Geldwirtschaft gibt es nicht. Die utopischen Alternativen des Mythos, das sozialistische Reich der Gleichheit und Gerechtigkeit oder das Wagnersche Reich der Liebe und Entsagung enden beide Male mitten im Kitsch. Was jenseits des Mythos bleibt, ist die ewige Wiederkehr des irdisch Gleichen: Staaten, die sich mit Austerität und Schuldenbremsen mehr schlecht als recht disziplinieren, und ihre Finanzmärkte, die sie meist völlig überschätzen, hilflos regulieren. Es bleibt eine Welt, wie in der Oper, so auch im realen Leben, mit „lauter netten Leuten“ (Loriot).

HWWI Policy Papers

seit 2012

- 80 *Suarez und die „Hand Gottes“ – wie fair ist Fußball?*
Julius Frieling, Stefanie Pohlkamp, Jana Stöver, Henning Vöpel
Juni 2013
- 79 *Is Financial Fair Play Really Fair? An Economic Assessment of UEFA's Financial Fair Play Rules*
Henning Vöpel
Juni 2013
- 78 *Wachsender Pflegebedarf in Hamburg – Situation erwerbstätiger Pfleger und Herausforderungen für Hamburger Unternehmen*
Christina Boll, Susanne Hensel-Börner, Malte Hoffmann, Nora Reich
Mai 2013
- 77 *Marktchancen in Indien – Maritime Wirtschaft*
Franziska Biermann, Raphaela Cordes, Gunnar Geyer
Mai 2013
- 76 *Altpapier: Preisentwicklungen und Preisindizes*
Michael Bräuninger, Arno Hantzsche, Sven Schulze, Friso Schlitte
April 2013
- 75 *Unterwertige Beschäftigung von Akademikerinnen und Akademikern – Umfang, Ursachen, Einkommenseffekte und Beitrag zur geschlechtsspezifischen Lohnlücke*
Christina Boll, Julian Leppin
März 2013
- 74 *Mit einer Agenda 2020 ist Vollbeschäftigung möglich!*
Thomas Straubhaar
März 2013
- 73 *10 Jahre Hartz-Reformen*
Michael Bräuninger, Jochen Michaelis, Madlen Sode
März 2013
- 72 *Öffentlicher und intermediärer Kultursektor in Deutschland – eine quantitative Analyse der bewegten Finanzmittel und der Erwerbstätigkeit*
Dörte Nitt-Drießelmann
November 2012
- 71 *Cloud Computing als Instrument für effiziente IT-Lösungen*
Michael Bräuninger, Justus Haucap, Katharina Stepping, Torben Stühmeier
September 2012
- 70 *Europa in der Welt von heute: Wilhelm Röpke und die Zukunft der Europäischen Währungsunion*
Lars P. Feld
August 2012
- 69 *Perspektiven Russlands in der Welthandelsorganisation (WTO)*
Georg Koopmann
Mai 2012
- 68 *Kultur- und Kreativwirtschaft in Hamburg: privat er, öffentlicher und intermediärer Sektor in Zahlen*
Dörte Nitt-Drießelmann, Silvia Stiller, Jan Wedemeier
Oktober 2012
- 67 *Liberalisierungspotenziale bei der Entsorgung gebrauchter Verpackungen aus Papier, Pappe und Karton*
Friso Schlitte, Sven Schulze, Thomas Straubhaar
Mai 2012

66 *Erneuerbare Energien als Hoffnungsträger*

Michael Bräuninger, Lars Wenzel, Eckhardt Wohlers

April 2012

65 *Strategien der Internationalisierung von KMU*

Gunnar Geyer, Amrisha Urie

Mai 2012

64 *Auswirkungen der Abfallgesetzgebung auf das Abfallaufkommen und die Behandlungskapazitäten bis 2020*

Sven Schulze, Friso Schlitte

März 2012

Das Hamburgische WeltWirtschaftsinstitut gemeinnützige GmbH (HWWI) ist eine unabhängige Beratungs- und Forschungseinrichtung, die wirtschaftspolitisch relevante ökonomische und sozio-ökonomische Trends analysiert.

Für seine praxisnahe Beratung stützt sich das HWWI auf Grundlagenforschung und methodische Expertise. Auftrag- und Projektgeber des HWWI sind Unternehmen, Verbände, Ministerien, die EU-Kommission, Stiftungen und Einrichtungen der Forschungsförderung. Darüber hinaus engagiert sich das Institut in der wirtschaftswissenschaftlichen Lehre sowie in der Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Neben dem Hauptsitz in Hamburg ist das HWWI mit Zweigniederlassungen in Bremen und Erfurt präsent.

Die Themenfelder des HWWI sind:

- Konjunktur und globale Märkte
- Regionalökonomie und Stadtentwicklung
- Sektoraler Wandel: Maritime Wirtschaft und Luftfahrt (HWWI in Bremen)
- Ordnungsökonomik und institutioneller Wandel (HWWI in Erfurt)
- Energie und Rohstoffmärkte
- Umwelt und Klima
- Demografie, Migration und Integration
- Erwerbstätigkeit und Familie
- Gesundheits- und Sportökonomik
- Familienunternehmen
- Immobilien- und Vermögensmärkte.

Das HWWI hat die private Rechtsform einer gemeinnützigen GmbH und wird nicht staatlich gefördert. Gesellschafter des Instituts sind die Universität Hamburg und die Handelskammer Hamburg. Die HWWI gGmbH hat in Zusammenarbeit mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) Leitlinien guter wissenschaftlicher Praxis etabliert. Alle im Rahmen der Forschung der HWWI gGmbH in Anspruch genommenen Finanzierungsquellen, Infrastruktureinrichtungen und sonstigen externen Unterstützungen sind auf unserer Website dokumentiert.

Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI)

Heimhuder Straße 71 | 20148 Hamburg

Tel +49 (0)40 34 05 76 - 0 | Fax +49 (0)40 34 05 76 - 776

infowww.hwwi.org